

Der Hammer
Die Zeitung der
Alten Schmiede
Nr. 113, 5.21

» In
sprachlicher
Kurzarbeit «

Über ihre Erkundungen von Sprache in Zeiten der Pandemie schreibt Laura Freudenthaler: »Ich habe schon ›vorher‹ nach einer Sprache gesucht für eine Welt, in der die Menschen einander nicht ins Gesicht schauen. [...] In einer Welt, die immer mehr zur Benutzeroberfläche gemacht wird« und in der »die Zufälle, die Nischen und das Brachliegende« aus dem öffentlichen Raum getilgt werden. Entsolidarisierung und die Prekarisierung von öffentlichem Raum, das sind nur zwei der Tendenzen, die sich in den letzten Monaten verschärft haben, dazu kommt eine Veränderung des Verhältnisses zwischen analogem und digitalem Raum.

Mit dem Verhältnis von Innen und Außen, mit Innovationsdruck und Sprachkritik während der Pandemie beschäftigen sich die beiden Autor*innen Laura Freudenthaler und Jörg Piringer in diesem *Hammer*: Laura Freudenthalers Pandemieerfahrung führte nicht zuletzt zu einem Rückzug vor der digitalen Betriebsamkeit, um wieder Zugang zum literarischen Schreiben zu finden. Jörg Piringer, in dessen digitaler und transmedialer Poesie Digitalität immer schon ein wesentlicher Bezugspunkt war, streamte zwischen März und Juni 2020 ›Antiviral art content‹ auf der Open-Source-Plattform *echoraeume*, die er mit Kolleg*innen konzipiert hat, um unabhängig von Monopol- und Google-Diensten wie Youtube zu sein. Und doch verringerte die Notwendigkeit, digitale Mittel einzusetzen, auch seine Experimentierfreudigkeit.

Im Februar 2021 haben Laura Freudenthaler und Jörg Piringer mit Publikum der Alten Schmiede online über literarisches Schreiben und Literaturveranstaltungen in Zeiten der Pandemie gesprochen. Daraus hat sich eine Korrespondenz zwischen den beiden Autor*innen entwickelt, die auf den folgenden Seiten auszugsweise vorgestellt wird – zu lesen ist unter anderem von dem Gefühl, sich in »sprachlicher Kurzarbeit« zu befinden (Jörg Piringer).

Johanna Öttl

Laura Freudenthaler, *1984, Studium der Germanistik, Philosophie und Gender Studies. Lebt in Wien. Bisher erschienen: *Der Schädel von Madeleine. Paargeschichten* (2014), *Die Königin schweigt* (2017), *Geistergeschichte. Roman* (2019). Veröffentlichte im Mai 2020 eine virtuelle Ausstellung, die mit Jahresende 2020 wieder offline ging. Als analoge Spur bleiben Karten mit ausgewählten Motiven, die in einer Druckauflage von 250 Stück erscheinen, sowie Auseinandersetzungen mit der Ausstellung und dem Schreiben auf <http://www.laurafreudenthaler.eu/>. *manuskripte*-Preis 2021.

Jörg Piringer, *1974, Studium der Informatik in Wien. Mitglied des Instituts für transakustische Forschung und des Gemüseorchesters; arbeitet an den Schnittstellen von Sprachkunst, Musik, Performance und poetischer Software. Internationale Ausstellungs- und Konzerttätigkeit, zahlreiche künstlerische Kooperationen; hat bereits Mitte März 2020 auf seiner Homepage ein *QuarantineArtTV* eingerichtet. Seine digitale Poesie findet sich außerdem auf Instagram. In Druck erschien zuletzt: *Datenpoesie* (Ritter Verlag, 2018); vgl. auch: <https://joerg.piringer.net/>



Laura Freudenthaler

Jörg Piringer und ich gestalten gemeinsam eine *Hammer*-Ausgabe. Im Grunde genommen geht es um »Schreiben unter Corona«. Wir sind uns einig, keine Art von »Corona-Tagebuch« verfassen zu wollen. Übrigens sprechen wir beide lieber von Pandemie.

Ich habe im vergangenen Jahr immer wieder zu einer Sprachchronik angesetzt, einem Mitschreiben von Begriffen und Wendungen, während sie aufkamen. Als sich die Benennung ausdifferenzierte, skizzierte ich eine Typologie: Wer sagt Corona, wer Covid und wer SARS-CoV-II? Virusnomenklatur als Distinktionsmerkmal. Ich weigerte mich, Corona zu sagen, wollte mir das schöne, das prächtige Wort nicht nehmen lassen. Seltsam, geht es um die Vergangenheit, habe ich an klingenden, gar poetischen Namen nichts auszusetzen: der Schwarze Tod, die Schwindsucht ...

Vor allem jene, die »am härtesten getroffen« werden, machen sich meist nicht die Mühe wissenschaftlicher Korrektheit oder Neutralität, leisten sich nicht den Luxus der Sprachkritik. Im Gespräch mit der alten Nachbarin, die in ihrem Leben nichts anderes als die *Krone* gelesen hat, mit der Verkäuferin, dem Installateur sage ich Corona. Nicht Covid und nicht Pandemie. Ich will mich nicht distinguieren, was heuchlerisch ist, denn die Arbeits- und Lebensbedingungen sind verschieden genug. Meine Chancen, gesundheitlich und finanziell vorerst halbwegs durchzukommen, sind ungleich größer. Ich sitze an meinem Schreibtisch und lehne es ab, Auskunft darüber zu geben, wie es mir »mit der aktuellen Situation geht«. Vor allem in den ersten Monaten sind derartige Anfragen zahlreich. Das geht zu schnell und es geht nicht tief genug.

Die allgemeine sprachliche Folgsamkeit brachte und bringt mich immer wieder in Rage, zugleich stelle ich fest, sich zur Wehr zu setzen ist aus Praktikabilitätsgründen mühsam. Will ich die Umstände einer Begegnung evozieren (Friseurbesuch), ist es am einfachsten, »nach dem dritten Lockdown« zu sagen. Ich könnte stattdessen Einsperrung sagen. Das würde ich dann erklären, anstatt zu erzählen, dass die Friseurin berichtete, anders als nach den ersten beiden Lockdowns blieben nun die Kundinnen aus, und im Erklären müsste ich erst recht »Lockdown« sagen.

Jörg Piringer

als laura freudenthaler und ich begannen, die hier abgedruckten texte zu konzipieren, tauchte in unseren gesprächen immer wieder das halbironische motto *schreiben unter corona* als verweis auf literaturproduktion unter repressiven bedingungen auf. victor klemperers buch *LTi (lingua tertii imperii)*, das sich mit der sprache, den umdeutungen und wortneuschöpfungen des nationalsozialismus beschäftigt, hat für mich eine neue dimension in der sprachkritik eröffnet, die weit über die nazizeit hinausweist. mein nachdenken über das corona-vokabular speist sich aus dieser wachsamkeit der sprache gegenüber, wenngleich unter wesentlich ungefährlicheren und weniger repressiven bedingungen. denn ich will mich auf keinen fall unter jene mischen, die die pandemie und die notwendigen oder auch die zu kritisierenden massnahmen mit dem dritten reich oder gar dem holocaust vergleichen.

in einem ersten versuch sammle ich corona-wörter. dabei orientiere ich mich an der liste des online-wortschatz-informationsystems deutsch des leibniz-instituts für deutsche sprache in mannheim (<https://www.owid.de/docs/neo/listen/corona.jsp>), in der neue wörter und neue bedeutungen von bekannten wörtern seit beginn der pandemie angeführt sind, sofern ein bis zwei verwendungen belegt sind.

einige begriffe ergänze ich, andere lasse ich weg. es erstaunt mich, wie viele neuschöpfungen oder neuverwendungen in den letzten monaten entstanden sind. aus dieser liste baue ich ein textbild. oder lasse es meinen computer bauen. wörter auf einem haufen.

mir widerstrebt es für gewöhnlich, meine persönliche perspektive zu offensichtlich in meine arbeit zu integrieren. gleichzeitig merke ich, dass ich noch nicht ausreichend abstrahieren kann. noch keinen distanzierteren blick auf unsere situation werfen kann. ich bin noch mittendrin. mir bleibt nichts anderes über, als mich selbst zum massstab zu nehmen. auch wenn mir dies in all seiner selbstbezüglichkeit missfällt.

das resultat ist fragmentarisch. aus meinem teil der mailkonversation zwischen laura freudenthaler und mir extrahiert und überarbeitet. offen gehalten. es ist ein werkstattbericht unserer sprachlichen kurzarbeit, in der wir uns ohne direkten kontakt zu publikum und kolleginnen befinden.

über einen der corona-ausdrücke denke ich genauer nach. einen, der mich von anfang an stört, der mich intuitiv abstösst, ohne dass ich genau hätte sagen können, wieso.

im radio (audiovisuelle medien konsumiere ich nur in kleinen dosen) wird oft der begriff »coronazeiten« (immer in der mehrzahl)



Jene, denen wie mir unwohl dabei ist, erkenne ich am winzigen Zögern vor den einschlägigen Begriffen, dem raschen Aussprechen oder im Gegenteil dem ironisch überdeutlichen Artikulieren der Wörter, die sie lieber nicht verwenden würden.

Irgendwann im Spätherbst notiere ich, dass nun sehr oft ein Halbsatz zu hören ist: »Haben will ich es nicht.« Es kommt näher, die direkten Erfahrungsberichte nehmen zu.

Meine Sprachchronik besteht aus Bruchstücken, ich bin nie lange dabei geblieben. Ich will der Pandemie-Sprache keinen Platz in meinem Schreiben einräumen. Ist das Realitätsverweigerung?

Ich habe schon »vorher« nach einer Sprache gesucht für eine Welt, in der die Menschen einander nicht ins Gesicht schauen. Und wenn doch, tun sie es ausdruckslos. Wie Masken. In einer Welt, die immer mehr zur Benutzeroberfläche gemacht wird. Aus dem öffentlichen Raum werden die Zufälle, die Nischen und das Brachliegende getilgt. Die Geister verschwinden nicht, aber sie ziehen sich zurück. Denn die Zwischenräume wollen bewohnt werden. Seit langem beschäftigt mich das Verschwinden des Lebens. Kapitalismus und Umweltzerstörung haben uns die Pandemie beschert und werden uns weitere Krankheiten und Katastrophen bescheren.

Befreundete Schriftstellerinnen sagen, es gehe nicht gut mit dem Schreiben. Eine Kollegin verwendet das Wort Paradigmenwechsel. Ich höre »Unbehaustheit« und oft von Konzentrationsschwierigkeiten. Wörter wie »zerstreut« und »zerfasert«. Jörg formuliert, was ich gut nachvollziehen kann: Obgleich unter klausurähnlichen Bedingungen lebend, wünscht man sich, zu einem Aufenthaltsstipendium irgendwohin zu fahren, um dort endlich in Ruhe zu arbeiten. Die einzige Betriebsamkeit, vor der wir uns zurückziehen können, ist die digitale.

Ich habe mir, ehe die Moderatorin mich hat »eintreten« lassen, ein Bier aufgemacht. Im Virtuellen betritt man einen Raum und fragt zunächst: Könnt Ihr mich hören? Könnt Ihr mich sehen? Als träte man mit verbundenen Augen und zugestöpselten Ohren zu den anderen, blind und taub, und würde erst sehend und hörend, wenn die anderen versichern: Wir

verwendet. ich verwende diesen selbst nie. es ist das erste mal, dass ich ihn hier schreibe. beim nachdenken darüber führe ich meine abneigung vor allem auf die mehrzahlform dieses begriffs zurück. »coronazeiten« klingt für mich nach: in zeiten wie diesen. vor dieser redewendung ekelt es mich schon immer. diejenigen, die das sagen, versuchen damit für mein gefühl eine vereinnehmende anbiederung. in zeiten wie diesen, so als wären diese zeiten für uns alle gleich. so als wäre es für alle gleich schlimm. so als wären wir alle gleich betroffen. wir künstlerinnen genauso wie krankenhauspersonal, lieferantinnen, startup-gründerinnen, migrantinnen, gastronominnen, alleinerzieherinnen, aufsichtsräte, politikerinnen, akademikerinnen, angestellte in leiharbeitsfirmen oder im lebensmittelhandel.

ich denke darüber nach, ob ich mich als krisengewinnler zählen soll, nur weil ich seit langem wieder regelmässig geld am konto habe. ich komme zu keinem schluss, da ich es für unabschätzbar halte, wie die langfristigen auswirkungen der pandemie auf mich und auf das gesamte umfeld, mit dem ich verwoben bin, sein werden. wie viele auftrittsorte, kulturvereine, einzelkünstlerinnen, organisationen, reisemöglichkeiten, festivals wird es in österreich, in europa und weltweit noch geben? wird es schwieriger oder leichter sein, bezahlte auftritte zu bekommen? wird in zukunft öfter die anfrage kommen, doch besser nur per stream an einem festival teilzunehmen? und wird es im ausgleich zum vorgeblich geringeren aufwand eventuell weniger honorar dafür geben? werden wir in den interessenvertretungen härter kämpfen müssen? oder wird es vielleicht sogar einfacher werden? weil klar wurde, wie prekär unsere situation auch schon vor der pandemie war?

wie wird es meinen kolleginnen, freundinnen und auftraggeberinnen gehen? nicht nur finanziell? sondern auch psychosozial? wann wird das, was im letzten jahr über viele monate unmöglich war, wieder möglich sein? das ungezwungene beisammensein nach einer lesung, nach einer vernissage oder einem konzert bei dem informell viele dinge entworfen und in die wege geleitet werden?

ich versuche häufig unter kolleginnen über arbeitsbedingungen zu reden. ich zögere selten, bei nachfrage genaue honorarsummen zu nennen. ich finde es gut, wenn das wissen, was wer wofür bekommt, transparent kommuniziert wird. am liebsten würde ich das öffentlich machen, scheue aber davor zurück, da ich nicht sicher bin, ob für alle (vor allem nicht mit dem kunst- und literaturbetrieb vertraute) verständlich ist, wofür das geld verlangt und bezahlt wird.



können Dich sehen, wir hören Dich. Dauernd muss ich mich selbst ausblenden, das heißt, so tun, als sähe ich das Bild von mir zwischen den anderen nicht. Während ich spreche, schaue ich nicht auf den Bildschirm, sondern darüber hinweg oder daran vorbei. Das Sprechen wird zu einer grotesken Erfahrung. Das physische Empfinden meines Kiefers und meines Mundes, auf dem Bildschirm die Köpfe, die so klein sind, dass ich sie mit meinen monströsen Sprechwerkzeugen fressen könnte. Die Moderatorin erklärt die Veranstaltung für beendet. Wir verabschieden uns, wir lächeln, alle irgendwie abwartend. In echt würde jemand vorschlagen, noch auf ein Bier zu gehen. Ich klicke auf »Verlassen«. Ich bin allein in meiner Wohnung. Das Bier schmeckt schal.

Welche Folgen wird es zeitigen, wenn es uns selbstverständlich wird, in der »Interaktion« mit anderen ständig auch uns selbst zu sehen, als wären wir eine von den anderen? Was bedeutet das für die Innerlichkeit? Verschwindet auch das Innenleben? Möglicherweise rührt daher die Obsession unserer Zeit, »ganz bei sich zu sein«, »bei sich selbst zu bleiben« und »auf sich selbst zu hören«.

Es deutet sich bereits an: In einer Zukunft, in der wieder echte Veranstaltungen mit Publikum möglich sein werden, sollen diese zusätzlich »gestreamt« werden. Damit etwa Übersetzerinnen aus aller Herren Länder Lesungen österreichischer Autoren in österreichischen Literaturhäusern verfolgen können. Dagegen ist nichts einzuwenden. Für die Übersetzerinnen aus aller Herren Länder wäre es ein Verlust, mich nicht lesen zu sehen. Und warum schließlich nicht? Es ist kein Aufwand, es ist machbar, es ist so einfach.

Gerne wird außer Acht gelassen, dass der »virtuelle Raum« nicht so immateriell ist, wie es uns aufgrund seiner Virtualität und der kinderleichten und kostengünstigen Nutzbarkeit erscheint und wohl auch erscheinen soll. Wahr ist vielmehr, dass der »virtuelle Raum« und die »digitalen Medien« Ressourcen und Energie verbrauchen. Das ist die materielle Seite. Die ideelle betrifft die Tatsache, dass der »digitale Raum« politisch ist. Gerade Kunstundkulturinstitutionen sollten kritisch sein gegenüber »Plattformen« und »Anbietern«, die ihrem Wesen nach geistfeindlich sind.

aber arbeitsbedingungen sind natürlich mehr als geld. adäquate arbeitsplätze, zugang zu bibliotheken und anderem arbeitsmaterial, psychische und physische gesundheit, kinderbetreuung, ein gewisses mass an anerkennung und veröffentlichungsmöglichkeiten sind ebenso wichtig.

nachdem der erste schock über die katastrophe im frühling 2020 überwunden war, gab es bald kommentatorinnen, die die chance auf veränderung nach einer möglichen bewältigung der krise betonten.

ein jahr danach fällt es mir schwer, die positiven aspekte der situation zu nennen. angesichts der toten und schwer erkrankten sowie der folgeschäden der seuchenbekämpfungsmassnahmen klingt es fast zynisch, aber es gibt sie, die guten seiten:

die tage der ruhe nach dem jahr 2020, das mit stressigen persönlichen und beruflichen umorganisationsmassnahmen übervoll war.

neue freundschaften. manche tatsächlich in videoarbeitstreffen entstanden. die dann zu online-parties übergingen.

vernetzte performances, die die möglichkeiten der online-kommunikation nutzten oder missbrauchten. digitale werkzeuge falsch verwendet. zu richtigen künstlerischen zwecken.

gelassenheit und entspannte flexibilität. nach den tagen der anspannung und des kampfs.

enttäuschungsresistenz. nach verschobenen, abgesagten und ins netz verlegten veranstaltungen ist alles, was stattfindet, willkommen. was nicht stattfindet auch kein drama.

als jemand, der schon früh versuchte, künstlerisch mit elektronischen werkzeugen zu arbeiten, empfinde ich die möglichkeiten des netzes als befreiung. als jemand, der ungern telefoniert (darüber könnte ich eine ganze abhandlung schreiben), ist mir die asynchronizität von emails stets lieber. erst in den letzten jahren und vor allem jetzt, wo ich gezwungen bin, fast ausschliesslich online zu kommunizieren, fällt es mir schwerer, zu antworten und neue mails zu schreiben. an manchen tagen quält es mich fast.

es scheint, dass die notwendigkeit, die digitalen mittel einzusetzen, meine lust darauf verringert. am beginn der pandemie hatte ich von mir (und auch von anderen) vehement anpassung und innovation gefordert. hatte die frage aufgeworfen, was denn adäquate veranstaltungen sein könnten, hatte experimentiert, jede woche neues ausprobiert, mit anderen kommuniziert und konzepte entwickelt. es schien mir fast entgegenzukommen.

nach ein paar wochen war allerdings für mich ein schlusspunkt erreicht. ich war erschöpft, gleichzeitig war es sommer geworden,



Stattdessen nutzen sie diese »Kanäle« in der Hoffnung, »die Menschen zu erreichen«. Die Kunstundkulturinstitutionen beschäftigen sich vorrangig mit dem Bespielen des »digitalen Raums« und, so scheint mir, wenig damit, dass es nach wie vor einen nicht-digitalen öffentlichen Raum gibt, in dem man, selbst unter Einhaltung von »Maßnahmen« und »Bestimmungen«, agieren kann. Wir benehmen uns, als gäbe es nur noch den »virtuellen Raum«, und der mögliche Raum geht uns verloren.

Die Atmosphäre in einem Raum verändert sich, wenn das Geschehen zugleich in einen »virtuellen Raum« übertragen wird. Die Atmosphäre in einem Raum entsteht durch die anwesenden, atmenden, schwitzenden, empfindenden Menschen. Das ist die feinstoffliche Ebene. Ein »Stream« saugt die Atmosphäre ab. Die Übertragung erfolgt in einen »digitalen Raum«, der immer auch anonym ist. Der Blick, den ich nicht sehe und nicht erwidern kann. Ich kann nicht umhin, an Überwachung zu denken.

Wenn Veranstaltungen nicht »gestreamt« werden, kann niemand zusehen, der nicht physisch den Weg auf sich genommen hat. Der Übersetzer aus Madagaskar kann nicht Jörg Piringer oder mich live lesen sehen. Wann haben wir aufgehört zu akzeptieren, dass wir nur da sein können, wo wir gerade sind? Was macht das mit der Sehnsucht?

Ich wünsche mir, dass sich Untergrundklubs bilden, dass in Kellerlokalen oder Privatwohnungen Leute zusammenkommen und einander Texte vorlesen oder Musik machen und tanzen, schreien, sich betrinken, miteinander diskutieren, schmusen, unregelmäßig und unkontrolliert. Nicht abgesichert. Dauernd geht es um unsere Vulnerabilität. Dabei müssen wir doch kämpfen.

Unsere Erfahrungen von Innen und Außen entsprechen nicht mehr den hergebrachten Begriffen. Abgeschlossenheit und Ausgeschlossenheit sind nicht mehr, was sie uns einmal waren. Es ist nur folgerichtig, dass keine Konzentration gelingt. Um sich zu sammeln, ist ein Raum nötig, das bedingt ein Drinnen und ein Draußen. Es braucht Geistesgegenwart. Gegenwart ist ohne Zukunft nicht möglich. Was dem Raum das Innen und Außen, ist der

der viel zu kurze erste corona-sommer und niemand wollte mehr kunstundkultur (diese schreibung hab ich von laura freudenthaler adoptiert) am computer oder am smartphone sehen.

als im herbst klar war, dass ein langer corona-winter bevorsteht, konnte ich mich nicht mehr dazu motivieren, wieder so viel zeit und energie zu investieren wie im frühling. mein ziel war es nun, für bessere zeiten vorzuarbeiten. neue ideen und arbeiten zu entwickeln, um sie in zukunft zu zeigen. wenn wieder veranstaltungen möglich sein werden.

und dennoch war ich jedes mal froh, wenn andere die initiative ergriffen und etwas neues ausprobierten, oder wenn ich eingeladen wurde, wo mitzumachen und online aufzutreten.

eine der schönsten erfahrungen, die ich machte, ist die beteiligung bei einer internationalen gruppe experimenteller dichterinnen, lautpoeten, performancekünstlerinnen, sprachkünstler, die sich jeden mittwoch online trifft und einander ihre arbeiten zeigt und diskutiert. von chile bis russland erstrecken sich diese nächtlichen treffen. das wäre ohne die pandemie nicht passiert. neue freundschaften und zusammenarbeiten sind dadurch entstanden.

ein besuch von blackbox im volkstheater anfang märz stimmte mich optimistisch, was mögliche kunstundkulturveranstaltungen auch unter verschärften bedingungen betrifft. wir waren nach dem besuch dieser geführten audiotour durch die eingeweide des theaters euphorisch. es fühlte sich toll an, wieder etwas zu sehen, an etwas teilzunehmen, das in einem echten theater stattfindet. auch wenn die anderen besucher nur aus der ferne zu sehen waren, gab es dennoch ein gemeinsames erleben. in der kälte auf einer bank im museumsquartier sitzend, redeten wir danach lange über das gesehene. fast wie früher!

die oft gehörte befürchtung, dass nach dem ende der pandemie (oder wohl dem langsamen ausklingen) das publikum nicht mehr zurückkehren würde, sehe ich als unbegründet an und als ausdruck eines mangelnden selbstbewusstseins. denn alle, mit denen ich über das thema spreche, würden so bald es für sie gesundheitlich vertretbar wäre, sofort wieder lesungen, vernissagen, theater besuchen. niemand hat das mir gegenüber in frage gestellt.

seit märz 2020 sehe ich mich in der ungewohnten position, die gesundheitspolitik der regierung grundsätzlich eher gutzuheissen, was mir bei einer konservativen regierungspartei und ihrem wenig durchsetzungsfähigen koalitionspartner einiges an unbehagen bereitet. aber dennoch sehe ich mich immer wieder gezwungen, die grundsätze der bekämpfung der pandemie zu



Zeit Gegenwart und Zukunft. Man muss irgendwohin können.

»Das Internet« tut mir nicht gut. Mein Nervensystem ist in einem bedenklichen Zustand. Ich vertrage »das Internet« nicht, es macht mich aggressiv, traurig und verwirrt. Kann es sein, dass wir alle »das Internet« nicht vertragen? Ich frage mich ernsthaft, wie ich in einer Welt, die immer mehr »digitalisiert« wird, bestehen kann. Ich frage mich, wie wir alle, jeder für sich und miteinander, bestehen und leben werden. »Das Internet« bezeichnet selbstverständlich die aktuell verbreitete Ausprägung und Nutzung desselben. »Unter den gegebenen Umständen« scheint mir die zumindest teilweise und bewusste Verweigerung »des Internets« die einzige Möglichkeit, um ein unabhängiges Denken und Empfinden in der Welt zu bewahren.

Ich verordne mir Internetabstinenz und verlasse die Stadt. An der Nervosität ändert sich nicht gleich etwas. Nur langsam lässt die Atemlosigkeit nach. Es dauert Tage, ehe ich nach und nach wieder zu Sinnen komme. Eines Morgens sitze ich am Küchentisch und schaue hinaus in die Landschaft. Ich bin absichtslos und ruhig, die Landschaft ist von einer dünnen Schicht Schnee bedeckt und menschenleer. Sätze kommen. Sie gehören zu einem Text. Dem Text, der mir am wichtigsten ist und an dem ich schon seit einiger Zeit nicht mehr schreibe, weil es nicht geht. Er ist also noch da. Und ich hatte ihn tatsächlich verloren geglaubt.

verteidigen. inzwischen gibt es zwar genug an der regierungs-politik zu kritisieren, aber auch da verlaufen die bruchlinien nicht immer entlang der gewohnten politischen grenzen. es ist paradox: liberalere geister verlangen konsequente massnahmen, während autoritäre den ruf nach freiheit artikulieren (selbstverständlich ist es nur ihre eigene freiheit).

ein wenig für diese ungewohnte rolle entschädigt mich die tatsache, dass jene konservative regierungspartei durch die krise dazu genötigt wird, klassische keynesianische politik zu betreiben und massiv subventionen zu gewähren.

diese ideelle unterstützung der gesundheitspolitischen massnahmen überdeckt aber nicht meine generelle oppositionelle haltung gegenüber vielen gesellschaftlichen entwicklungen, die mit der pandemie nicht zu einem ende gekommen sind:

was macht es mit einer gesellschaft, in der eine grosse anzahl an personen teil sogenannter sozialer netzwerke ist, die sie mit hilfe subtiler verlockungen dazu bringen, gewisse dinge zu tun, um den profit der firma, die das system betreibt, zu maximieren? wie könnte eine welt aussehen, in der technik vorrangig grossen teilen der gesellschaft nutzt und nicht zu allererst multinationalen konzernen?

das erstarken des rechtsextremismus und des populismus im allgemeinen. das sogenannte post-faktische zeitalter (eigentlich auch so ein schlagwort wie »coronazeiten«).

das vermehrte auftauchen (oder sollte ich besser aufbauschen sagen?) von verschwörungs-mythen bis hin zu quasi-religiösen verschwörungs-sekten wie q-anon, die mich erschrecken, aber auch faszinieren, da sie teilweise literarische und künstlerische züge annehmen.

und selbstverständlich und immer mehr und immer wichtiger: die klimakatastrophe.

Live-Stream Literatur:
youtube.com/AlteSchmiedeLiteratur

Live-Stream Musik:
youtube.com/AlteSchmiedeMusik

Über kurzfristige Änderungen infolge von Corona-Maßnahmen
informieren wir auf www.alte-schmiede.at

- 3.5.** 19.00 **Ilse Tielsch: *Das letzte Jahr*** //GRUNDBÜCHER SEIT 1945
Lyrikfestival Dichterloh 4.-11.5.
- 4.5.** 18.00 **Roberta Dapunt** //DICHTERLOH
19.00 **Mila Haugová, Margret Kreidl** //DICHTERLOH
- 5.5.** 20.00 **Irin Li, Eriko Muramoto** //KAMMERMUSIK
- 6.5.** 19.00 **Peter Enzinger, Leta Semadeni** //DICHTERLOH
- 7.5.** 20.00 **Duo Sigmund** //JAZZ – POP – KAMMERMUSIK
- 10.5.** 19.00 **Ursula Krechel, Julian Schutting** //DICHTERLOH
- 11.5.** 19.00 **Volha Hapeyeva, Nadja Küchenmeister,
Herbert J. Wimmer** //DICHTERLOH
- 12.5.** 20.00 **Agnes Hvizdalek, Daniel Lercher** //STIMME UND ELEKTRONIK
- 17.5.** 19.00 **Teresa Präauer, Willy Puchner** //STREITBAR
- 18.5.** 19.00 **Barbara Frischmuth**
- 19.5.** 20.00 **Volkmar Klien, Weiping Lin** //ELEKTRONISCHE MUSIK
- 20.5.** 18.00 **Peter Rosei**
- 21.5.** 20.00 **Melissa Coleman & Maria Gstättnner** //ELEKTRONISCHE MUSIK
- 25.5.** 19.00 **Gabriele Anderl, Florian Gantner** //ZU GAST: WIENREIHE
- 26.5.** 20.00 **Joseph Horowitz zum 95. Geburtstag** //HOMMAGE
- 27.5.** 19.00 **Michael Kegler** //TROJANOW TRIFFT
- 28.5.** 20.00 **Gabbeh** //JAZZ
- 31.5.** 18.00 **Dorothee Elmiger, Lukas Maisel** //AUS DER SCHWEIZ
20.00 **Reto Hänny** //AUS DER SCHWEIZ

Alle Programmdetails auf alte-schmiede.at
und im gedruckten Programmfolder.

// Literaturprogramm: Johanna Öttl
// Musikprogramm: Alejandro del Valle-Lattanzio

Alte Schmiede Wien
Mit besonderer Förderung der Stadt Wien | Kultur

// freier Eintritt zu allen Veranstaltungen
in der Alten Schmiede

// Galerie der Literaturzeitschriften, Leseraum:
Montag bis Donnerstag 16.00–18.00, frei zugänglich

